

Werk

Titel: Goethe und Prinz August von Gotha

Autor: Suphan, Bernhard

Ort: Frankfurt a. M.

Jahr: 1885

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0006|log10

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de



3. GOETHE UND PRINZ AUGUST VON GOTHA.

MITGETHEILT VON
BERNHARD SUPHAN.

Des alten freundschaftlichen Verhältnisses, das zwischen ihm und dem talentvollen und jovialen Prinzen August von Gotha bestanden, hat Goethe in seinen biographischen Aufzeichnungen öfters gedacht; am eingänglichsten, wo er uns in den Tag- und Jahresheften 1801 von der Feier seines Geburtstags in dem wirthlichen Sommerhause des Prinzen erzählt, bei welcher die solenne Torte mit einem halben Hundert flammender Lebenslichter stattlich aufgetragen ward. Man erheiterte sich in diesen Tagen an der Erinnerung früherer Zeiten, »wo man, in den achtziger Jahren, sich mit poetischen Vorträgen, mit ästhetisch-literarischen Mittheilungen unterhalten«. Genossen jener schöneren, von politischen Sorgen und Missverständnissen noch nicht getrübtten Zeit waren täglich willkommene Gäste: »die theuern von Frankenbergischen Gatten«.

Ein vertrauliches Verhältniss, wie das zu Goethe, unterhielt Prinz August auch zu dem Herderschen Hause. Bekanntschaft und Annäherung waren hier sogar von noch älterem Datum. Frau von Frankenberg, eine zartsinnige

Dame, dem Prinzen in edler Neigung zugethan, war auch mit Herder und seiner Frau innig befreundet. Frankenbergs und Prinz August stehen oben an in der Reihe der Freunde, die Caroline Herder in ihren »Erinnerungen« aufzählt. In Reichards Selbstbiographie kommen alle diese Beziehungen mit mancher gefälligen Einzelheit zur Sprache¹. Anderes wird an geeigneter Stelle ans Licht treten: poetische Grüsse, Neckereien, Glückwünsche und Konfessionen, hervorgelockt und zum Theil erwidert durch zahlreiche ähnliche Produktionen des Prinzen, der es liebte sich seines poetischen Talents zu allerlei Kleinigkeiten heiter und anspruchslos zu bedienen. Eine Auslese wenigstens ist in der Abtheilung »An Personen« in Herders Werken (Band 29) zu erwarten. Es war ein zwangloser und offener Verkehr, an dem man, rein menschlich betrachtet, seine Freude haben kann. Die im folgenden mitgetheilten Blätter lassen besonders diese Seite schön hervortreten. Ich entnehme sie dem Nachlasse Herders: ein Collectivschreiben Goethes und des Prinzen an Herders Frau (2) und zwei Briefe des Prinzen an Goethe, von diesem dem Weimarer Freunde zugesandt, das eine (1) mit begleitender Unterschrift, das andre (3) ohne eine zugehörige Notiz, die denn vielleicht überhaupt nicht schriftlich ertheilt worden ist. Die Zeiträume zwischen diesen vereinzelt Kundgebungen zu überbrücken, bietet des Prinzen Korrespondenz mit Herder alles wünschenswerthe Material.

I.

In die Mitte der achtziger Jahre, jener Zeit erfreulichen und förderbaren Mittheilens, versetzt uns das erste Schreiben. Dem Prinzen, einem entschiedenen Verehrer der literarischen Grössen Frankreichs, floss durch seine mit Eifer gepflogenen Beziehungen zu der vornehmsten französischen Publizistik

¹ H. A. O. Reichard (1751–1828). Seine Selbstbiographie überarbeitet und herausgegeben von Hermann Uhde. 1877. Besonders S. 116–121. Ausser diesem Buche habe ich, namentlich für das Chronologische, Düntzers »Goethe und Karl August« benutzt. (K. A.)

Interessantes in Fülle zu, das ausser dem Reize der Neuheit häufig auch noch den der Exklusivität, des Geheimnisses hatte. Ein Freund des Baron von Grimm, bezog er die von diesem geleitete *Correspondance littéraire*. Zu der grossen Ausgabe derselben (Paris 1877 fgg.) hat neben dem Pariser Exemplar das von Gotha die werthvollste Vorlage gebildet. Die erste Mittheilung, die ich erwähnt finde, ist aus dieser handschriftlichen Korrespondenz entnommen: Diderots *Jacques le Fataliste*. Der Oberstallmeister von Stein brachte das Manuskript aus Gotha mit. »Ich habe ihn ihm mit der Nachricht gegeben«, bemerkt Prinz August dabei, »dass ich die Handschrift aus den Meisterschen Pariser handschriftlichen Blättern habe ausziehen lassen, die ich mit einer Gesellschaft, unter der Bedingung halte, keine Abschrift davon für Fremde oder Auszüge daraus zuzugeben; weil sie bisweilen Dinge (wie es jetzt der Fall ist) enthalten, die nicht öffentlich bekannt werden dürfen«. So am 20. April 1780 zum Anfange der Schrift, deren Fortsetzung und Schluss bis zum 22. August erfolgt. Es sind auch späterhin öfters Diderotsche Anekdoten, welche er sendet¹. An diesen war besonders Herder viel gelegen, in dessen Nachlasse denn auch nicht nur einiges von diesen Aufsätzen², sondern auch vier vollständige Jahr-

¹ 12. August 1784: *Le Rêve d'Alembert* und *Suite d'un Entretien entre M. d'Alembert et M. Diderot* (zurückgeliefert vor dem 23. März 1785); 26. März 1786: *Remarques d'un ancien Capitaine de grenadiers* betreffend Voltaires *Poème sur le Désastre de Lisbonne*, 18 Seiten, gr. 4^o, von Prinz August eigenhändig sorgfältig angefertigte Kopie, unterzeichnet ce 22 Mars 1786. 30. Dez. 1787: »Hier kommt, ungefordert, alles was ich von Diderot habe; damit Sie wählen können«.

² Ausser dem in der vorigen Anmerkung erwähnten Manuskripte noch: *Regrets sur ma vieille Robe de Chambre*, eine ungeheftete Lage von 2 Bogen (8 Seiten, gr. 4^o) von derselben Kopistenhand, welche die vier vollständigen Bände angefertigt hat. Aus diesen Mittheilungen wollte Herder 1794 ein Bändchen Diderotscher Schriften zusammenstellen: »sehr interessante Stücke darunter, die notabene auch selbst im Französischen nicht gedruckt sind«. (Schlussbericht zu Band 18 von Herders sämmtlichen Werken.)

gänge der »Correspondance de Paris« (so lautet hier der Titel) sich erhalten haben¹. Anderes machte die Runde bei Herder, Wieland, Goethe und dem Herzoge: so Neckers *Compte rendu* (5. April 81) und zugleich damit der Brief eines hochstehenden englischen Freundes, Lord Hervey, über amerikanische Zustände. Über die Halsbandgeschichte erhält der Prinz von seinem Pariser Korrespondenten Nachrichten. Er theilt, was ihm unter dem 8. September 85 geschrieben und von Gotha aus nach Weimar nachgesandt ist, dem befreundeten Kreise direkt mit, an Herder in eigenhändiger Abschrift (2¹/₄ Seiten fol. als Fortsetzung früherer »von lieber Hand« über denselben Gegenstand gegebener Nachricht) in der Voraussicht, den Abend mit ihm bei Goethe zu verleben². Auch den wissenschaftlichen Neigungen der Freunde kommt er gelegentlich entgegen, so wenn er am 25. April 1781 Buffons *Epoques de la Nature* übersendet. Die Weimarer öffnen ihre eigenen Schätze. Eine Handschrift der Iphigenie finden wir Anfang 1783 in des Prinzen Händen (Uhde S. 122.) »Unser Göthe hat etwas an meinen

¹ Vier Bände, gr. 4^o, geheftet, von vorzüglicher Abschreiberhand 1775. 1784. 1786. 1787. Eine Vergleichung mit der gedruckten *Correspondance* dürfte manches Interessante ergeben. Ich selber habe sie nicht weit durchführen können. Der Inhalt der besprochenen Theaterstücke ist ausführlich, Akt für Akt, angegeben. Inhalt und Anordnung der Monatslieferungen weicht mehrfach ab. Dieselben kamen wahrscheinlich öfters in mehreren Posten, und die Zusammenstellung in Buchform erfolgte erst bei der Abschrift. Was wir vor uns haben, ist von einem Gothaer Kanzlisten geschrieben. Dem Gothaer Exemplar fehlen diese Bände nicht, es sind also höchst wahrscheinlich Doubletten, die dem Weimarer Freunde vom Prinzen verehrt worden sind.

² »So weit, bester Freund, meine gestrigen Nachrichten. Ich hoffe das Vergnügen zu haben, Sie heut Abend bey unserm Göthe zu sehen, wo ich mit der Fürstin Gallitzin und ihrer Gesellschaft speisen soll. Der Herzog ist bisher der Einzige, der mich dazu eingeladen hat, ich vermuthe aber bald nähere Nachricht von Göthe selbst«. 21. September: »Göthe war bei mir und hält mich ab Ihnen Lebewohl zu sagen«.

Bruder (den Herzog Ernst) geschickt und zugleich einen sehr gütigen Brief an mich geschrieben, worinn er mich bittet, ihm mein unmaassgebliches Gutachten darüber zuzusenden«, schreibt der Prinz den 21. März 1781 an Herder, den er ersucht, ihn bei dem Freunde zu entschuldigen; denn er ist einen Tag abgehalten gewesen, sich nach dem Inhalt zu erkundigen, und »so ganz von Nichts mit ihm zu reden, ist wohl seine Sache noch weit weniger, als die meinige. Ich wollte nicht an ihn schreiben, ohne wenigstens auf der Spur zu sein«. Auf der Spur aber ist er doch, bewusst oder unbewusst: denn im Verfolg lässt er, der »Deutschfranzose«, sich von seinem Standpunkt so lebhaft wie verständig über das Büchlein *De la Littérature Allemande* vernehmen, in einem Sinne, der der damaligen Stimmung der Weimarer keineswegs ganz gemäss war¹. Das mitgetheilte Werklein aber war, wie sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen lässt, das »Gespräch über die Deutsche Litteratur«.

Schon die Mittheilung des verlangten Buffonschen Werkes, welchem Goethe bekanntlich einen hohen wissenschaftlichen Werth beimaass, zeigt uns den Prinzen in einer gewissen

¹ Was davon bekannt zu werden verdient, wird ebenso wie eine frühere auf das Büchlein des Königs bezügliche Manifestation (vom 21. Dezember 1780) an anderer Stelle veröffentlicht werden. Jerusalems Gegenschrift fanden die Weimarer »schal, alt, kalt«. Der Prinz bedauert diese Unzufriedenheit mit der »Hierosolymitanischen Antwort«; andere Leser konnten, dünkt mich, in keinem Betracht etwas daraus lernen, das sie nicht längst gewusst hätten; allein, es ist doch, meines Erachtens, summarisch-historische Abfertigung, Beweis des *unerklärbaren* Irrthums, und höflicher Tadel. Soll man denn hintreten und ausrufen: »Grosser Mann, schweige! Du weisst nicht, wovon Du redest; Du machst Dich vor den Augen Deiner Mitbürger und Zeitgenossen lächerlich; putze an Deiner kriegsrischen Rüstung, dass sie nicht verroste, und lasse den Staub auf den Büchern lieber liegen, die Du hättest lesen sollen; gehe hin und schäme Dich! — Und liegt das alles nicht immer darinn? wenn die alten grossen, blauen Augen nicht ganz blind geworden sind, müssen sie das nicht selbst lesen«?

Berührung mit den Naturstudien Goethes. Bei wiederholten gegenseitigen Besuchen¹ wurde er wohl gelegentlich auch hierfür ins Interesse gezogen; Geschmack aber konnte er ihnen nicht recht abgewinnen. Er hat sich mitunter ganz wie Wieland, sein Voltairischer Gesinnungsgenosse, spöttlich darüber ausgelassen. Zumal die »unsägliche Freude« über den Fund des os intermaxillare beim Menschen ist ihm ganz unverständlich geblieben. Er empfängt darüber von Herder eine Lection, auf die er in liebenswürdiger Laune antwortet (den 5. Februar 1785): »Was meine Äusserungen über das Zwischenbein vom Menschen und Walrosse betrifft, so ist es mir wie dem Bourgeois-Gentilhomme gegangen: j'ai fait de la prose sans le sçavoir. *Goethe* hat mir auch sehr schöne Dinge über diese Prosa geschrieben, worüber ich erstaunt bin. Alles was ich in meiner Unschuld habe sagen können, war dies: Ich verstehe den Punct der Frage nicht; kann also, für mich, keinen Gebrauch davon machen; aber ich begreife, dass wenn Männer, wie Herder und Goethe, bei Einem Knochen stehen bleiben, sie Nebengriffe damit verbinden können oder *müssen*, von welchen mir noch niemals etwas geträumt hat. Was ich mehr geschrieben, weiss ich nicht mehr, und es kann nichts als Scherz gewesen sein, eine müssige Seite damit zu füllen. Ihre nähere Verbindung mit dieser edeln Seele freut mich von Grund des Herzens. Ich weiss, dass Sie beide viel Nachsicht für mich haben, und diese hat mir schon manche glückliche Stunde gemacht.« Und gutmüthig, wie er sich den Text hat lesen lassen, schenkt er auch der Sache, die ihn an sich gleichgültig lassen würde, seinen Antheil. Wie dienstfertig, und wie sehr zur Befriedigung Goethes, beweist das folgende Billet.

¹ 5. Sept. 1782: »Alleweile komme ich von Belvedere zurück, wo ich mit *Goethe* gewesen bin«. 16. Juni 1783: »*Goethe* hat uns ein paar Tage besucht, und ist nach Eisenach«. Längere Zeit im September 1785. (S 30².)

Journal de Paris No. 107.

Lundi 17 Avril 1786. p. 434.

Sciences.

Traité d'anatomie et de Physiologie, avec de Planches coloriées, par M. Vicq-d'Azyr.

»Ne trouve-t-on pas évidemment ici, continue-t-il, la
»marche de la Nature, qui semble opérer d'après un mo-
»dele primitif et général, dont elle ne s'écarte qu'à regret
»et dont on rencontre partout les traces?

— — — — —
— — — — —

»Peut-on s'y refuser enfin, en considérant les os maxil-
»laires antérieurs, que j'appelle *incisifs* dans les quadrupèdes,
»avec cette pièce osseuse qui soutient les dents incisives
»supérieures de l'homme, où elle est séparée de l'os maxil-
»laire par une petite fêlure très-remar[2]quable dans les
»foetus, à peine sensible dans les adultes, et dont personne
»n'avoit connu l'usage.«

Vielleicht wird Ihnen, bester Göthe diese schmutzige
Abschrift nicht undienlich seyn. Irre ich mich, so war wenig-
stens mein Wille gut. Ich halte die Mutter von ihrem
Abendessen ab, und muss also schliessen und Sie herzlich
umarmen. ./.

A.

Gotha d. 27^{ten} April 1786.

Die Mutter grüsst Sie. ./.

[3] Da Camper noch immer schweigt freut mich nur
dass mir der Franzose mit lauter Stimme entgegen kommt.
Ich theile des theilnehmenden Prinzen Billet hir mit und
wünsche wohl zu leben.

G.

Der Artikel im Journal de Paris (1³/₄ Seiten 4^o), aus
welchem die zwei Stellen ausgeschrieben sind,¹ ist eine

¹ Die Abschrift ist nicht genau. Im Druck steht Zeile 3: Ne
retrouve-t-on. Z. 4 opérer *toujours* d'après. Z. 9 en *comparant*. Z. 12
dans l'homme. Z. 13 fêlure. Z. 15 l'usage? Die ausgelassene Partie be-
trifft die Gestalt der Zehen. Ich verdanke diese Notiz Herrn Professor
Matthias, welcher die Güte gehabt hat, das Gothaer Exemplar zu ver-
gleichen.

Anzeige der ersten Lieferung des genannten, dem Könige gewidmeten Werks. Der Verfasser, Vicq d'Azyr, stand bei dem von Goethe so hoch geehrten Petrus Camper in grossem Ansehen, er gehörte den Kreisen an, mit welchen dieser bei seinem Besuche in Paris täglich verkehrte. (Herbst 1785. Merck, Briefw. I, 462.) Dass die Notiz, frisch wie sie aus Gotha angekommen, in Herders Haus wandert, entspricht ganz dem gemeinschaftlichen Interesse. Herder hat, neben Frau von Stein, zuerst von dem osteologischen Funde erfahren, den ja Goethe selbst, man kann sagen gleich im Moment der Entdeckung, mit Herders »Ganzem«, der Philosophie der Menschheit, in Verbindung gedacht hatte; denn diese ruhte eben auf der Vorstellung einer ohne Bruch und Lücke fortschreitenden Organisation, in welcher beide Freunde einig waren. »Sehr einfach und schön« findet Herder die Abhandlung vom Zwischenknochen, in der Gestalt, wie Goethe sie ihm Anfang November 1784¹ vorgelesen hat: »der Mensch geht auf dem wahren Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen«. Nach etlichen Wochen liest er sie nochmals in der für Camper bestimmten lateinischen Übersetzung. Und er ist jedenfalls nicht viel weniger »auf Campers Wort neugierig«, als der Verfasser selbst, der dies seinerseits dem als Mittelsmann dienenden Freunde Merck schon im Februar 1785 bekannt hat. (Merck I, 440.)

Dass der berühmte holländische Gelehrte, der doch gegen Merck wenigstens im September 1785 mit seinem Urtheil hervorrückt (a. a. O. 466—71), im April 1786 gegen den ihm bekannten Verfasser noch immer geschwiegen hat, ist aus dem, was Goethe selbst von der misslichen Aufnahme des Werkleins erzählt, doch nicht mit Deutlichkeit zu ersehen. Das Billet des guten Prinzen war eben nicht mit zu den Akten genommen, und so erklärt es sich auch, dass in dem Appendix von Auszügen aus alten und neuen *Schriften*,

¹ Aus Herders Nachlass I, 81, No. 37. Das Datum von Düntzer selbst richtig gestellt. K. A. I, 206.

auch aus *brieflichen Mittheilungen*, mit welchem Goethe das Werkchen 1819 versah, die Sätze Vicq d'Azyrs, die ihm einstmals so erfreulich gewesen waren, sich nicht vorfinden. Wir finden den Franzosen nur ein Mal überhaupt von ihm erwähnt, in den Annalen 1805: »Die schönen Abbildungen von Vicq d'Azyr (zur Physiologie des Gehirns) hatten mich vor Kurzem völlig in Verzweiflung gesetzt«.

Nun noch, um nichts unerklärt zu lassen, ein Wort von der »Mutter«. Sie heisst auch »die Mutter der Mütter« und mit ganzem Titel: »die Mutter der Mütter, Töchter und Söhne«. Es ist die vom Prinzen herzlich verehrte Oberhofmeisterin von Buchwald, die vertraute Freundin seiner im Jahre 1767 gestorbenen Mutter. Schön erzählt Reichard von ihr und ihrem »grünen Canapé«, um welches die für litterarische Genüsse empfängliche Hofgesellschaft sich zu sammeln pflegte. »Ihre gothaische Mutter umarmt sie«, heisst es gleich im ersten Briefe des Prinzen an Herder (19. August 1777). In dieser Zeit ist sie »die alte Mutter« (25. August 1784), die »die Leute *nöthigt hereinzukommen*, um sich den Magen zu überladen, und ihr Geist bleibt sich beständig gleich«. Frau von Buchwald ist Ende 1789 im zwei und achtzigsten Lebensjahre gestorben. (Reichard S. 27.)

Das »Lebewohl« ist unmittelbar vor der Reise geboten, die Goethe am 1. Mai Nachmittags mit dem Herzoge antrat; es ging nach Ilmenau. Am 12. Juni ist Goethe mit dem Bergsekretär Voigt wieder unterwegs dorthin, und nach der Erledigung des Geschäftlichen die nächsten Tage in seiner Weise fleissig dabei, das Göttliche in *herbis et lapidibus* zu suchen. Die Rückreise ging über Gotha (17. Juni). Über die dort verlebten Tage erfahren wir einiges aus einem Briefe des Prinzen an den »besten Freund und Herder« (dies die stehende Anrede seit dem Beginn der achtziger Jahre), den der Dichter bei der Abreise (20. Juni) mitnahm. »Wir haben in Schnepfenthal und Reinhardsbrunn einen recht schönen, heitern und fröhlichen Tag zugebracht. Nach der Tafel las er (Goethe) uns auf einem steinernen

Tische, der vermuthlich noch von den guten Reinhardsbrennischen Benedictinern herrühret, zwar keine Epistel Pauli an die Römer oder Galater, aber doch eine Epistel V. Cl. Weikhardi ad V. Cl. Zimmermannum homiletisch vor, die nicht leicht eine andere an feinem attischem Salze und an römischer Urbanität übertreffen wird. An eben den Orten wo vormals die dicken Mönche, aus natürlichem Hange zur Naturkenntniss, den Fungum apocalypticum hypostaticum gesucht hatten, fanden wir den Fungum iambicum trimetrum catalecticum Hendecasyllabum (der vom Fungo alcaico iambico . . . wohl zu unterscheiden ist), zu unserem unaussprechlichen Vergnügen und Erstaunen, und dankten den Göttern und Göttinnen, dass sie, *für uns*, diese Schwämme zu fernerer Verehrung ihrer Weissheit vor unsern Füßen hatten aufwachsen lassen«. Der abstruse Spass von Pilzen, Schwämmen oder Morcheln mag auf eine von Herder empfangene prosodische Belehrung zurückgehen; uns erinnert er zunächst daran, dass den Gast auch hier das Pflanzenreich nicht in Ruhe gelassen hat. Was der vir clarissimus Melchior Adam Weikard oder Weickard (1742—1803), seit 1784 Kaiserlich russischer Hofmedicus, früher Fürstlich Fuldischer Hofrath, Leibarzt u. s. w. — denn er ist sonder Zweifel der V. Cl. — dem viro clarissimo Zimmermann zu schreiben gehabt hat, bleibt zu errathen. Es liegt nahe, an die »Gedanken eines Weltbürgers über geheime Gesellschaften, Petersburg 1786«, zu denken, wenigstens berührt sich unter Weikards zahlreichen Schriften keine andre mit Zimmermanns Bestrebungen und Autorschaft. Wie eine Fortsetzung von Gesprächen über diesen Gegenstand klingt es, wenn in der zweiten Hälfte des Briefes die Frage hingeworfen wird: »Glauben Sie auch, dass man alles dazu anlegt, um uns sammt und sonders katholisch zu machen?« Es war eben das Interesse des Tages, und eine Frage, die den Prinzen — er war ja Mitglied des Illuminatenordens — ganz nahe anging. Nicht minder aber den, an welchen sie gerichtet wird. Denn nur sechs Tage ist es her, dass Her-

der an seinen Freund Heyne in Göttingen geschrieben hat: »Seit drei Jahren gehe ich mit einigen Gesprächen oder einer Abhandlung über geheime Gesellschaften, geheime Wissenschaften und Symbole schwanger. Da ich lauter Belege und Facta anbringen will, so fürchte ich zu viel kleinfügige Mühe und zu viel mächtige Feinde. Ich kann nicht bergen, dass die Antijesuiten in Berlin, so wahr der Grund ihres Geschreis ist, die Sache übertreiben. Es gibt Jesuiten, die es selbst nicht wissen, dass sie es sind, in allen Ständen, Gesellschaften und Religionen«. Noch für die Humanitätsbriefe hat er sich, im Beginn der Arbeit daran, dieses Thema notirt, damals sollte sich — 1792 — eine Besprechung des »Grosskophta« daran knüpfen¹. Und wunderlich genug, auch diese Figur taucht in unserem Briefe flüchtig auf. »Was sagen Sie zu dem Schlusse der Rohans Geschichte?« heisst es gegen Ende des Briefes. So liegen denn zwischen den *fungis iambicis* von Reinhardsbrunn wohl auch *semina* versteckt, die erst im »Grosskophta« aufgegangen sind.

Dass das Lebewohl am 20. Juni 1786 auf Jahre gemeint war, hat der Prinz, indem er gesteht, wie gerne er Goethe den Weimarer Freunden noch länger entzogen hätte, nicht geahnt. Die Wallfahrt nach Italien hatte er selber »zweier vollstreckt«, das zweite Mal 1777—1778². So kann er den Weimarer Freunden, bei denen er im September

¹ Das Nähere im *Schlussbericht* zu Herders sämtlichen Werken, Band 18, Seite 549 fgg. Was Herder 1783 über das Thema niedergeschrieben hat, ist zum Glück nicht verloren. Ich habe es unter Manuscripten entdeckt, welche mir neuerdings zum Besten der Ausgabe zugewandt worden sind: Erstes Gespräch und Anfang des zweiten, bei welchem die Arbeit stecken geblieben ist.

² Diese Reise hat auch für die deutsche Literatur einige Bedeutung. Durch seinen Reisegefährten, den oben (S. 30) erwähnten Lord Herve, Bischof von Derry hat Prinz August dem Abbate Fortis die »Lieder der Morlacken« abgelockt, die dieser sich aufgeschrieben hatte, und die dann sofort im zweiten Theile von Herders Volksliedern (Buch II) Aufnahme fanden als hoch erwünschte Seitenstücke zu dem Gesang von der edeln Frauen des Asan Aga. (Prinz August an Herder, den 26. Januar und 29. April 1778).

und Oktober längere Zeit verweilt, die ersten Nachrichten, die ihnen von jenseits der Berge zukommen, aus eigener Anschauung beleben. »Lässt Göthe etwas von sich hören?« fragt er dann, heimgekehrt, am 27. November an. Das Weihnachtsfest verlebt er im Gedanken an ihn, den er schon durch Vermittlung der Herzogin Amalie mit einem Briefe aufgesucht hat, während er selbst bis dahin an den mitgetheilten Briefen sich hat genügen lassen. »Es ist seltsam, dass die Briefe unseres Göthe, die ich gelesen — schreibt er am 25. Dezember — gleichsam Antworten auf die Zeilen sind, so ich an ihn geschrieben. Er berührt gerade ebendieselben Gegenstände, von denen ich erwartete, dass sie am lebhaftesten, in Rom, auf ihn wirken würden, und bey deren Anblick ich am vorzüglichsten neben ihm zu stehen oder ihn unbemerkt reden zu hören wünschte Er scheint auch, wenn ich mich von einem solchen Manne so ausdrücken darf, nicht alles auf einmahl fassen zu können: er muss die Dinge wiederum und wiederum sehen, um sie in ihrer ganzen und wahren Grösse zu geniessen: wenigstens kommt es mir so vor, als wenn seine Worte diess ungefähr sagen wollten. Dieser Gedanke hat etwas tröstliches für mich, der Wiederholungen solcher Art natürlicherweise noch weit öfter bedurfte als er Grosse, ungeheure Dinge, die ich nur einmahl zu sehen Zeit oder Gelegenheit gehabt, sind auch meistentheils aus meiner Erinnerung wie weggebannt«. So redet er wie vor dem Bilde des fernen Freundes zu dem andern, seinem »philosophisch-moralischen Beichtvater«, noch weiter von seinem flüchtigen und leichtsinnigen Wesen, das doch mit einer gewissen Langsamkeit des Fassungsvermögens gepaart sei.

Der austauschenden Societät tritt nun auch er bald als aktives Mitglied bei. Am 11. Januar 1787 sendet er den ersten Brief aus Italien ein. »Ich erhielt ihn vorigen Sonntag, ungefähr eine halbe Stunde vor unsers lieben Herzogs Ankunft in meinem Hause. Herr von Knebel ward gebeten, ihn laut vorzulesen, weil ich ein schlechter Vorleser bin,

und die Vorlesung war auch dem Herzoge sehr willkommen und erbaulich. Lassen Sie diesen Brief beyde Herzoginnen, unsern Wieland und die Fr. von Stein lesen, die mir die Ehre erwiesen hat, einen an sie selbst, durch Herrn GR. von Frankenberg mitzutheilen. Am schönsten wäre es freilich, bester Herder, wenn Sie ihn den obgenannten Personen selbst vorlesen könnten und wollten«. Schon am 27. Januar hat er den »vier Zeugen oder Märtyrern« wieder etwas mitzutheilen: »beyliegender Fisch wird besser seyn als Sauce und Schüssel«. Festlich wird mit gereimter Epistel übersandt (21. Juni) und zurückerbeten (3. Juli) »ein Brieflein, das aus Messin' und Neapolis ist hergeflogen«, in welchem baldige Heimkehr verheissen war. »Freund Göthen's Brief lass lesen allen, Die finden dran ein Wohlgefallen; Nur send' ihn wieder mir zurück, Dass ich auch Carlsbad mit beglück'«. Dort will er ihn aufweisen als Creditiv, wenn er davon spricht, wie am Vesuv Goethe sein Wohl getrunken habe — »Damit kein neidisch-finstrer Mann Die Sache je bezweifeln kann«. »Geschrieben hab' an unsern Göthe Ich lange nicht; dess ich erröthe; Und ich nicht weiss, wie man es macht, Dass ihm ein Brief wird zugebracht. Erlaube, dass ich Dir ihn schicke, So kommt er doch vor Göthe's Blicke Schnell und mit weit mehr Sicherheit, Als durch der Posten Lässigkeit« u. s. w. Schliesslich am 19. März 1788: »Ich habe den Herzog gebeten, Ihnen meinen letzten Brief unsers Göthe mitzutheilen; ich hoffe also, Sie haben ihn gelesen: wo nicht, nur einen Wink, und er soll zu Ihnen hinüber«.

Den Wunsch, Goethes Briefe selber, das Creditiv dieser Empfangsnachrichten, auftauchen zu sehen, mag man nicht zurückhalten. Aus dem Herderschen Hause sind sie, wie sich aus der Correspondenz selbst ergibt, jedesmal pünktlich zurückgeliefert worden. Hier ist zunächst nur »Sauce und Schüssel«.

2.

Bald nach Goethes Rückkehr, im September 1788 haben die beiden Freunde sich wiedergesehen, zunächst in Weimar,

dann hat Goethe mit dem Prinzen zusammen Gotha besucht. Herder war eben aufgebrochen nach Italien. Dankend für Herders ersten Brief erwidert der Prinz den 18. Dezember: »Ihr guter Herzog und sein treuer Achates waren eben hier, als ich ihn erhielt« (30. Nov. bis 4. Dez.). Weil Herder an seinen Landesherrn noch nicht geschrieben hatte, hat Goethe vom Vorlesen abgerathen. Nach Herders Heimkunft (9. Juli 1789) beginnt der alte Verkehr. Am 3. November ein Gruss an Goethe: »nächstens soll er etwas von mir vernehmen, und sein *Tasso* zurück kommen«. Zum Schluss eine neckische Anspielung auf den Vescovo di Turingia, für den Herder in Italien gegolten hat: Commendomi alla santa benedizione di Vostra Eminenza.

Bald aber verlangen wieder neben, ja vor der Poesie die Naturstudien Goethes von den Gothaern freundnachbarlichen Antheil. Herzog Ernst leiht physikalische Instrumente. (Annalen 1794). Prinz August schmolzt abwechselnd und macht wieder gute Miene zum optischen Spiel. »Hat das hochberühmte Joujou de Normandie¹ auch in Weimar Gnade gefunden« — fragt er am Vorabend von Herders Geburtstag, 24. August 1791 an — »so wechselsweise mit der Lehre des Lichtes hier getrieben worden?« Wir sehen, wie Goethes Julibesuch nachwirkt. »Unser Göthe ist noch hier« — hatte der Prinz gegen Ende dieses Besuchs, am 28. Juli berichtet² — »und erst gestern ward mir von ihm, zu Farbenversuchen des künstlichen Regenbogens, eine alte Schlauchspritze vorgezogen, als ich seinen freundlichen Besuch erwartete«. Er sieht sich auch durch Herders Nichtschreiben vernachlässigt: »So strafen die Götter schon in diesem Leben, meine Eitelkeit und meinen Stolz auf ausgezeichnete Freunde, die ich mir zu haben schmeichelte«. Er aber beweist unablässig dem einen wie dem andern

¹ Am Schlusse ein Gruss an »die lieben kleinen Joujouisten« (Herders Kinder).

² Bestätigung der Annahme Düntzers über die Dauer dieses Besuchs: K. A. 2, 47.

herzlichen Antheil, und besonders Herders Gesundheit, die von jetzt ab ernstlich ins Wanken geräth, flösst ihm zärtliche Sorge ein. Zur Wiederherstellung derselben ist Herder im Sommer 1792 nach Aachen gereist, wo er die Schwefelbäder gegen seinen Rheumatismus gebraucht. Hier empfängt er nun die im Folgenden mitgetheilte gemeinsame Kundgebung der beiden Freunde. Vor- und Schlusswort von Goethe.

[4 Seiten Octav.]

Sie sind recht artig und gut dass Sie mir schreiben, es ist aber weder artig noch gut dass Herder sich wieder verkältet und sein Uebel zurückgerufen hat. Möge es zum andren und letztenmal fortgeschafft werden.

Grüsset Jakobi wenn er noch bey Euch ist und seine Schwestern. Ich hoffe dass der Kriegs und Friedenskongress mir Zeit lassen wird sie zu besuchen. Ich freue mich recht darauf sie wieder zu sehen, da ich abwesend meinen Freunden ganz unnütz und tod bin.

[2] Da sich des Königs von Preussen [ausgelassen: Majestät] in Gnaden entschlossen hat Frankreich in einen Aschenhaufen zu verwandeln, so hat ihn sein Weg über Erfurth und Gotha gebracht. Mich haben ihm entgegen die unsterblichen Götter nach Erfurth getragen, um ihm daselbst aufzuwarten, und zu seiner Rechten zu sitzen, wie der Hr. Christus zur Rechten des allmächtigen Vaters des Himmels und der Erde. Solcher gestalten bin ich gestern (d. 12^{ten} Jul. 92.) nach Weimar gekommen, und sogleich für meinen Stolz an Leib und Seele gestraft worden. Heute bin ich wieder gesund, und fühle kein Leiden mehr, als die Abwesenheit meiner Freunde, für deren Genesen ich die wärmsten Gebethe zum Himmel sende, und mit Schmerz vernehme, dass sie sich nicht gehörig vor den Verkältungen [3] wahren. Die Unsterblichen mögen diesem Uebel abhelfen, und meine Freunde gesund und fröhlich zurückbringen. August der Erzschem ist jetzt bey mir, und veranlasst mich diese Zeilen zu schreiben. Ich muss aber

schliessen um nach Tieffurth zu wandern, und begnüge mich meine Freunde herzlich und inniglich zu umarmen. Tausend Grüsse von Gotha verweben sich in die meinen, und fliegen gesellschaftlich zum Olympus. A.

den 13^{ten} Julius 1792 ./.

[4] Es geht nach Tiefurt und ich kann nur so viel hinzusetzen. Wahrscheinl. bin ich in der Hälfte Augusts in Frankfurt. Ich wünsche dass wir uns nicht umgehen. schreiben Sie doch ja dass ich näher weiss wenn Eure Reise von Aachen abgeht. Lebet schönstens wohl.

G.

Das Schreiben ist an Caroline Herder gerichtet, die, wie auch sonst in diesen Wochen, den Sekretär ihres Mannes gemacht hat, dem seine Schmerzen in Bein und Rücken das Correspondiren verleiden. Von den Ereignissen dieser Wochen und Tage, so weit sie Herder betreffen, hat meine kleine Festschrift an *Eduard Simson* gehandelt¹, aus der ich nichts wiederholen möchte. Also bliebe zum Persönlichen kaum etwas anderes zu bemerken als — »August der Erzscheml«. Es ist Herders zweiter Sohn, Goethes Pathenkind, von Prinz August in jüngeren Jahren als »kleiner Namensvetter« begrüsst. Jetzt sechzehnjährig, geweckten Geistes, bei den Herzoginnen wohl gelitten. (Aus dem Erzscheml, der in der nächsten Zeit mit seinem höfischen Wesen der Mutter Sorge machte, ist mit den Jahren ein Landesberghauptmann in sächsischen Diensten geworden.) »Unser August schreibt (aus Weimar)« — vermeldet Caroline am 11. August an F. Jacobi — »dass Goethe nicht ganz wohl geworden, auch noch auf einen Brief vom Herzog warten wollte«; desshalb sei er zur Zeit, den 6. August, noch nicht abgereist.

¹ Benjamin Franklins Rules for a Club . . . übertragen von Herder. Aus dem Nachlass veröffentlicht von B. Suphan. 1883. Berlin. Weidmann.

Den Bericht über die politischen Vorgänge aber hatte Knebel übernommen. Von ihm ist schon Ende Juni eine mit allerhand »sinistren« Reflexionen versetzte Beschreibung des Durchzugs der preussischen Regimenter eingetroffen¹. Knebel, wie Herder (dessen Ansicht wir jetzt aus der ältesten Sammlung der Humanitätsbriefe kennen) betrachteten die Einmischung in die Angelegenheiten der französischen Nation als einen schweren Missgriff. Noch entschiedener als diese beiden Prinz August. »Der Prinz stand auf Seite der Jacobiner«, sagt Reichard kurzweg, und erwähnt, dass Barruel ihn in seinen bekannten *Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme* richtig mit seinem Illuminaten-Namen Walther Fürst aufführe (S. 117). Ein Freidenker ist er im religiösen und im politischen Sinne. Und wenn Goethe in den Venetianischen Epigrammen (59), Herder in den Humanitätsbriefen (zumal wie wir sie jetzt kennen) mit den Fürsten Deutschlands rechten durften, die einst der Sprache, dem Geiste Frankreichs gar zu ausschliessend gehuldigt, und nun sich erzürnten, dass auch ihre Völker für die Ideen der Franzosen erglühen — auf ihren prinzlichen Freund fand das keine Anwendung. Er tritt für die Ideen der Freiheitsmänner ein, er hofft auf ihren Sieg. Er bleibt ein Freund der Franzosen, auch dann noch, als sie sich auf eine der fürstlichen Autorität höchst bedrohliche Weise daran begaben, die Lehren Voltaires und der andern »Grossen« in's Praktische zu übertragen.

Mit diesen Gesinnungen sieht er die Dinge sich vorbereiten, sich vollziehen, in deren Lauf einzugreifen er an seinem Orte ausser Stande ist. Wer merkt es nicht den politischen Zeilen seines Briefes, die aufgeräumt klingen wollen, an? Seine wahre Meinung hatte er gegen Herder schon zwei Monate früher ausgesprochen. »Was die Gallier anlangt, so haben sie sich durch ihre bescheidene Flucht bei Dorneck (Tournay) und Mons recht heldenmässig bewiesen;

¹ Von und an Herder 3, 80.

wie auch die von Rüssel (Lille) recht menschenfreundlich gegen Dillon. Indessen kann ich doch der Sache der Freiheit darum noch nicht entsagen. Ich wünsche den Überwundenen bei einer neuen Gelegenheit den Sieg, wenn ich gleich, bei so bewandten Umständen, mir wenig Hoffnung dazu machen darf. Die Wuth und Narrheit einiger tausend Menschen kann in meinen Augen die Theilnehmung an 25 Millionen noch nicht ganz aufwiegen¹. Auf ihrem eigenen Grund und Boden wird es schwerer fallen, siegreich an sie zu kommen; und wenn unser geliebter Herzog sein Schwert, oder seinen Pallasch, an ihnen üben soll; so wünscht mein Herz, dass es ausser Frankreichs Grenzen geschehen möge«.

(13. Mai.)

Das ist nun im Werke. Am 25. August hat Goethe aus Trier an den Prinzen geschrieben (der den Brief nach Altenburg an Frau von Frankenberg geschickt hat.) »Wo sich Göthe gegenwärtig aufhalten mag«, — schreibt er zu dieser Mittheilung am 6. Sept. — »kann ich nicht sagen; so wenig ich weiss, wo unser lieber Herzog von Weimar ist«. Das nächste Schreiben, vom 23. Sept., ist vertraulichster Art. *Soli* steht darüber. »Ich hoffe, unsre geliebte Herzoginn Luise wird Ihnen [ein] Paar Briefe von Göthe an mich, aus dem Lager von Verdün, mitgetheilt haben, wie ich sie unterthänig darum gebeten. Der zweyte scheint mir beynahe wichtiger als der erste, und enthält nicht gemeine Winke über die Lage der Dinge«. Er will antworten, weiss aber nicht, wohin. »Auf gut Glück also ein kleiner Brief à Monsieur Goethe en France, den ich Sie zu besorgen bitte, wenn Sie Mittel dazu wissen. . . Dass man sine vulnere et caede nach Paris kommen könne und werde, bin ich sehr entfernt zu glauben. Wer weiss was jetzt vorgehet, in dem Augenblicke, da ich diess so ruhig hinschreibe? Ces messieurs ont compté sans leur hôte, die Nachzahlung

¹ Mai 1793: Drey Männer, denen es nicht so leicht jemand nachthun kann, sind noch keine Nation; so wenig es, in ganz entgegengesetzten Gesinnungen; Marat, Carra und Robespierre u. s. w. sind«.

möchte desto schwerer werden, und schwerer noch der Rückzug. Doch will ich unsern geliebten Freunden kein schlimmer Wahrsager seyn; ich wünsche, dass sie sich glücklich aus dieser Schlinge ziehen mögen; lieber wär es mir aber, sie hätten ihre Köpfe nicht hinein gesteckt«. Die Septembergräuel schmerzen ihn tief, mit Trauer und Entrüstung erzählt er, »dass man sich nicht geschämt, der Nationalversammlung 1200 Königsmörder anzubieten«. Aber er macht auch Ludwig XVI. für das Geschehene verantwortlich. »Ganz unschuldig kann ich ihn, mit dem besten Willen, nicht glauben. Er darf nur einige hundert Mann bey seinen allerliebsten Herrn Brüdern, wirklich bezahlt haben, so ist er schuldig genug; denn in diesem Falle ist es doch mit dem Gelde des Volkes und gegen das Volk geschehen. Den Vorhang über so viel Unthaten von allen Seiten!« Merkwürdig, wie der Brief, ist die Nachschrift. In diesen Tagen gerade hat der Prinz Lessings Laokoon vorgenommen — zum ersten Male, während ihm anderes von Lessing, wie die theologisch-polemischen Schriften, die früheren Dramen (er lässt sich ausführlich über den »Freigeist« aus) und besonders der *Nathan* wohl bekannt sind. »Izt les' ich *Nathan* zum dritten Male selber«, meldet er z. B. am 27. Mai 1779 — »nachdem ich ihn einmal habe vorlesen hören«. Vom *Nathan* hatte er bei Herder, der den Vertrieb für Weimar übernommen hat, sechs Exemplare bestellt, um sie in Gotha »treulich auszutheilen«. Aber die Anti-Göze, Duplik u. s. w. scheinen ihm im Ton zu heftig, und was ihm an Lessings Kritik missfallen hat, lässt sich denken . . . »Lessing ist, wie ein deutscher Zeitungschreiber, dem es nicht eher wohl in seiner Haut wird, bis er einmahl wieder eins den Franzosen angehängt hat«. So unter andern abfälligen Äusserungen die Nachschrift unseres Briefes, deren Schluss nun lautet: »Diess, wie das politische, bleibt aber unter uns. — Wenn zwei Cardinäle allein sind, und sie die Thür abgeschnappt haben; so trinken sie einander aus ihren rothen Käppchen la salute di Cristo,

in lagrima Cristi zu. So pfleg' ich es auch, mit meinen Freunden, in Briefen zu halten, und trinke ihnen la salute della liberta insgeheim zu«.

Das politische Barometer des Prinzen hatte nur zu richtig gewiesen. Am 20. September die grosse Kanonade. »Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen«. Zwei Monate später schreibt Prinz August an Herder: »Der 20^{te} September und die folgenden Tage liegen, wie ein Stein, auf meinem Gehirn. Was man in jener Woche wusste, konnte den 19^{ten} nicht unerwartet, konnte nicht allen ein Geheimniss seyn; aber wie passet das zu dem, was man schrieb und that, zu dem, was ferner erfolgt ist? — Was erlebt man nicht in dieser Welt! Wer hätte geglaubt, dass Mainz den ersten Schritt wagen würde, und wie lange wird es sich in dieser seltsamen Lage erhalten können?« Er schreibt von den Siegen der Franzosen in den Niederlanden: »Vielleicht werden diese Länder diesen Winter ewig für Österreich verlohren gehen; vielleicht wird es aber statt dessen Friede, wenn noch einige Klugheit in den Herzen und Köpfen der Grossen dieser Welt Raum findet; diess wäre mein unmaassgeblicher Rath und mein innigster Wunsch. Der Gros-Kophta lässt mich bald seinen Besuch hoffen. Sein Urtheil über die geschehenen Dinge erwarte ich mit der äussersten Ungeduld; denn ich muss bekennen, dass mir der Verstand, mit allen seinen Räderwerken, stille stehet«. Dies der Brief, der mit einem Kyrie eleison anhebt. Der Grosskophta ist vermuthlich der Baron von Grimm, der noch glücklich vor Ausbruch der Schreckensherrschaft über die Grenze gekommen war. Aus Frankfurt ist ein Brief Grimms vom 7. August an Reichard datirt. Im December sorgt er dafür, dass die befreundete Familie des Grafen de Bueil ein Unterkommen in Gotha findet, im Februar 1793 ist er selber nachgefolgt¹. Von seinem Urtheil, seiner

¹ Reichard 251¹. 388 fg. Le Baron de Grimm (1808) vor der oben erwähnten Ausgabe der Correspondance littéraire I, 41.

Sehergabe in politischen Dingen hatte man dort die höchste Meinung. »Was er vorhersagte, ist jedesmal eingetroffen.« (Reichard S. 388).

3.

»Goethe ist heute zum Vater Rhein gereiset«, meldet Herder am 12. Mai 1793 dem alten Gleim. Auf der Fahrt gen Mainz zu seinem Herzoge, der wacker dabei ist, »die fränkischen Unmenschlichkeiten vom deutschen Boden zu kehren«, hält er die erste Station in Gotha. »Göthe ist bei mir abgestiegen«, schreibt am 15. Mai der Prinz. »Wir haben schon viel Tollheiten geredet, und das hält Leib und Seele zusammen, wie Eu: Hochwürden wohl wissen«. Auch manches ernste Wort muss dazwischen geredet sein: die politische Lage war nicht zum Scherzen. Dass man mit der Invasion »eine Thorheit in's Grosse begangen«, davon hatte sich auch Goethe gründlich überzeugt, und nicht viel anders als der Prinz dachte er von den »aristokratischen Sündern« und ihrer Schuld an dem jetzigen Zustande. Aber für die Neufranken brachte er keine Sympathieen mit, und mit denen, die auf deutschem Boden es ihnen gleich thun wollten, mochte er vollends nichts zu schaffen haben. Wie er zu ihnen, den »demokratischen Sündern«, stand, hatte er noch eben vor seiner Abreise dem Weimarer Publikum von der Bühne herab kundgethan. Der »Bürgergeneral«, in der zweiten Hälfte des April binnen wenigen Tagen geschrieben, war, frisch vom Pult weg, am 2. Mai zum ersten Male aufgeführt worden. Wer weiss, ob er seinem Prinzen gegenüber von dieser Produktion jetzt Lust hatte etwas verlauten zu lassen? Gleich nach seiner Heimkehr jedoch, die den 20. August erfolgte, hat er zwei Exemplare nach Gotha gesandt, eins für den Prinzen, eins für die Freundin »Lady Frifry«, Frau von Frankenberg. Wie das Stück dort aufgenommen worden, lehrt uns die folgende Danksagung.

[4 Seiten 4^o, doppelt gefaltet.]

Liebster Göthe,

Sie haben die Güte gehabt, mir den *Bürgergeneral*, eine *zweyte Fortsetzung der beyden Billets* zu übersenden, ohne mir den Verfasser zu nennen. Da mir sowohl *die beyden Billets* als deren *erste Fortsetzung* völlig unbekannt sind, so kann ich nur das Drittel eines ausserdem auch wenig bedeutenden Urtheils über dieses neue theatralische Erzeugniss fällen. Inzwischen glaube ich an dem zweifelhaften Ende desselben (weil ich nicht recht weiss, ob der Hr. General *Schnaps* blos aus Muthwillen, oder wirklich auf Veranlassung der *Jacobiner* gehandelt habe) den Hrn. Professor *Kant*, in Königsberg, zu erkennen; welchen ich also, bis ich näheren Aufschluss erhalte, für den Urheber des Stückes ansehe. Ich finde darin viel Ähnlichkeit mit der muntern Laune, die durchgehends in der *Kritik der reinen Vernunft* herrschet; wo das meiste in ein Licht gestellet ist, das mich vermuthen lässt, er [2] habe nur die Kräfte und Einsichten seiner Leser prüfen wollen, um zu sehen, mit welchem *Ariadnischen* Faden sie sich aus dem von ihm erbauten Labyrinth ziehen würden? Ich muss bekennen, dass ich, in aller Betrachtung, ein schlechter *Theseus* bin. Es ist nicht unmöglich, dass Hr. General *Schnaps*, durch missverstandene Grundsätze der Freyheit und Gleichheit verführet worden sey, zu einem Diebe zu werden; da ich, sogar unter wohlherzogenen und gebildeten *Aristokraten* so viele finde, die sich, zumal von der Gleichheit der *Rechte* (von denen doch nur ausschliesslich die Rede seyn kann, und die Rede ist) eben die Begriffe machen, oder zu haben vorgeben, als die Fischhändlerinnen in Paris; um desto leichter darüber siegen, und sie lächerlich oder verdächtig machen zu können. — Ich pflege dieses Betragen eine Sünde wider den Heiligen-Geist zu nennen, weil es [korrigirt aus: sie] besserer Einsicht und Ueberzeugung entgegen handelt. — Es lässt sich aber denken, dass Hr. General *Schnaps* in dem letzten Verhöre [3] blos die reine Wahrheit redet [korrigirt aus: geredet habe], und sich, was man vor einigen

Jahren durch Génie-Streiche ausdrückte, mit dem einfältigen *Märten* erlaube. Beydes würde Hr. Professor *Kant*, sobald er es übernehme, *apodiktisch* beweisen, und daraus den Schluss ziehen, dass mehrgenannter General *Schnaps* den Milchtopf weder gegessen noch *nicht* gegessen habe; dass alle diese Vorfälle, als bloss *Erscheinungen* und *Anschauungen* der Zeugen betrachtet, gar keine Wirklichkeit gehabt hätten, und nichts als *Vorstellungen* ihrer *Sinnlichkeit* gewesen wären; und endlich, dass Zuschauer und Leser selbst keine an sich vorhandene Wesen seyn könnten, weil er durch *Thesis* und *Antithesis* erwiesen, dass die Welt weder *endlich* noch *unendlich* und folglich gar *nichts* ausser unsern Vorstellungen sey, weil sie der *Inbegriff* aller *Erscheinungen* ist. (S. Kritik d. r. Vern.: SS. 534 und 535 der 3. Ausgabe, Riga 1790.) Diess alles lässt mich glauben, dass kein Anderer, als Hr. Professor *Immanuel Kant*, in Königsberg, dieses witzige Werk abge- [4] fasst haben kann. Wer weiss, ob *die beyden Billets* nicht dereinst eine *dritte* Fortsetzung erhalten? denn sie müssen von sehr fruchtbarem Inhalte gewesen seyn, und sich weder mit *Billets au porteur* noch mit *billets-doux* vergleichen lassen. Ich werde mich an Hrn. *Ettinger*¹ wenden, um sowohl mit ihnen selbst, als mit ihrer *ersten* Fortsetzung bekannt zu werden.

Der Lady Frifry habe ich den Abdruck eingehändigt, der für sie bestimmt war; und sie lässt Ihnen so herzlich dafür danken, als es nur immer Ihre *Nichterscheinung* bey ihr zulässt; denn das weibliche Herz ist, wie Eu: Hochwohlgeb. besser wissen als ich, ein eben so *unverzeihendes* als *unerforschliches* Ding.

Wenn meine Muthmassungen, den immanem [zuerst: grossen] Immanuelissimum betreffend, das Ziel ganz verfehlt haben sollten: so wird mich Ihre Nachsicht bestens entschuldigen, und, wie ich *unwandelbar* hoffe, mir Ihre Liebe und Freundschaft nicht entziehen. Fac ut valeas ./.

d. 8^{ten} Sept. 1793. A.

¹ Carl Wilhelm *Ettinger*, Hofbuchhändler in Gotha.
GOETHE-JAHRBUCH VI.

Mag uns der Scherz dieser prinzlischen Kritik barock, ja frevelhaft vorkommen, er ist, an die Zeit und die litterarische Bildung des Verfassers gedacht, so übel nicht. Hat der verehrte »Erzvater« Voltaire, der Philosoph par excellence, die vortrefflichsten Pièces geschrieben — was ist es Sonderliches, wenn auch der Alte vom Königsberge sich einmal mit Thalien eingelassen hat und eine Kritik der reinen Unvernunft dieser Zeit im Gewande des Dramas verfasst? Ein Stück, recht intrikat, recht antinomisch-doppeldeutig, das dem Leser, dem Hörer brav zu rathen aufgibt wie's gemeint sei, und etwas schulmeisterlich moros ihn anweist, was er in diesen schwierigen Zeitläuften meinen solle. »Unsere deutsche Philosophie versteht auch gar keinen Scherz«, weiss unser Prinz ohnehin. Er schreibt es ausdrücklich bei der Lectüre von Moses Mendelsohns letztem Werke nieder, und weit lieber als alle »Morgenstunden« ist ihm, was Voltaire von der Freiheit geschrieben hat (18. März 1786). Alle dogmatische Demonstration ist ihm zuwider. Herders und Goethes Begeisterung für Spinoza macht ihm Pein. Er quält sich (1. Oktober 1785) mit F. Jacobis »unverdaulich-metaphysischen Briefen« über die Lehre des Spinoza. »So viel lern' ich daraus, dass ich mich lieber blindlings an die Augsburgische Konfession halten, als seinen Spinoza lesen möchte. Was muss das für ein trocknes geometrisch-metaphysisches Geschwätz seyn! Ich muss sehr dumm seyn, denn ich verstehe kaum den vierten Theil des Buches; und die natura naturans und die natura naturata sind meiner Natur ganz zuwider«. Und Kant vollends! Er ist ihm ein wahrer pater ineptiarum. »Mein Schicksal hat mich in die Tiefen oder Untiefen der Kantischen Philosophie gestürzt« — klagt er am 29. Dezember 1790 seinem philosophischen Beichtvater, indem er die zweite Ausgabe der »Critik wider die gesunde Vernunft« vor sich liegen hat, in welche er sich mit Hülfe des »Schmidischen Wörterbuchs« zum Verständniss der ungewöhnlichen Terminologie einzulesen versucht. Er will es gründlich treiben und bringt seine Gedanken

und Zweifel zu Papier; denn — sagt Voltaire — qui commence à douter, mérite qu'on l'éclaire. Dies Konzept also will er an Herder schicken, da er sich in diesen Dingen keinen bessern éclairateur denken könne — wiewohl ihm zur Zeit nicht einmal bewusst sei, ob er es so mit einem ganzen, halben, Viertels- oder Widerkantianer zu thun bekomme. Mit der Zeit aber ist er es müde geworden sich herumzuschlagen »mit den Nachsätzen, welche die Vordersätze wieder aufheben«. Ein Halbjahr später (3. Juni 1791) kommt er zu dem Bekenntniß: »Mit der Kantischen Philosophie hab' ich Sie verschont, weil ich daran krank geworden bin, und mich selbst damit verschonen müssen. Ich blicke jetzt wieder hinein und hinaus, weil mein Auge zu schwach ist, anhaltend in diese pedantische scholastische apodiktische Sonne zu schauen.« Und dabei ist es verblieben. Er hat es nie fertig gebracht, die Kritik der reinen Vernunft (»der unreinen Unvernunft« schilt er sie) durchzulesen; »denn dies halte ich« — schreibt er am 29. Mai 1800 — »für eine eben so grausame Strafe, als sechs Jahre lang auf eine Galeere geschmiedet zu werden«. Es haben viele so gedacht von der älteren Generation. Goethe selber hat sich doch erst allmählich mit Kant befreundet, und ganz ohne Grund wird es nicht sein, was Caroline Herder in den »Erinnerungen« erzählt, er habe anfangs über die Kantische Philosophie gespottet¹. Wenigstens hat er, wie er selbst sagt, der Kritik der reinen Vernunft gegenüber lange ein Gefühl gehabt, für welches er den bildlichen Ausdruck wählt, der auch dem Prinzen aus der Feder fließt: »ins Labyrinth selbst konnt' ich mich nicht wagen;« er setzt hinzu: »bald hinderte mich die Dichtungsgabe, bald der *Menschenverstand*«. Und dass ihm auch nachmals, als ihn die Kritik der *Urtheilskraft* in ein näheres Verhältniß zu Kant gebracht, gelegentlich ein nicht ganz respektvolles Wort über diesen entfahren

¹ Das Kapitel der »Erinnerungen« ist abgedruckt in den Preussischen Jahrbüchern XLIII, 411 fgg. S. 424.

konnte, zeigt uns sein Brief an Herder vom 7. Juni 1793: »Dagegen hat aber auch Kant seinen philosophischen Mantel, nachdem er ein langes Menschenleben gebraucht hat, ihn von mancherlei sudelhaften Vorurtheilen zu reinigen, freventlich mit dem Schandfleck des radicalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen«. Voran geht eine wegwerfende Äusserung über Lavater. Herder schliesslich hatte zwar eben in dieser Zeit den schönen Humanitätsbrief zum Lobe seines alten Lehrers verfasst, den er mit wenigen Ermässigungen in eine spätere Sammlung aufnahm; indessen war er sich doch allezeit der Entfernung zwischen seiner Anschauungsweise und dem System Kants allzusehr bewusst¹, als dass er in vertrautem Kreise als »éclairé« günstige Stimmung dafür hätte machen können.

In dem zuletzt angezogenen Briefe Goethes ist auch vom *Bürgergeneral* die Rede. Herders haben der zweiten Aufführung beigewohnt (29. Mai 1793) und dem Dichter Angenehmes darüber geschrieben. »Dem *Bürgergeneral*«, antwortet dieser, »wünscht' und hofft' ich Euren Beifall, und ist mir um so lieber, dass Ihr es gut zuerst habt spielen sehen Von dem Moment, in dem ich die erste Idee hatte, waren keine drei Tage verstrichen, so war es fertig. Ich hoffe, es soll mich weder ästhetisch noch politisch reuen, meiner Laune nachgegeben zu haben«. Das Stück hatte, wie ihm Meyer schrieb, »der kleinen Zahl Menschen von gutem Geschmack zum Entzücken gefallen, auch bei dem grösseren Publikum Erfolg gehabt. Aber von alle dem lesen wir das Gegentheil in dem Berichte, den Goethe selbst (in dem Weimarer Anhang der »Campagne in Frankreich«) gibt: »Das Stück brachte die widerwärtigste Wirkung hervor« — heisst es da — »selbst bei Freunden und Gönnern, die um sich und mich zu retten, hartnäckig behaupteten, ich sey der Ver-

¹ Herders Sämmtliche Werke Band 18, 549. 574. (Schlussbericht.) 324 fgg. 17, 403 fgg.

fasser nicht« u. s. w. Düntzer hat an betreffendem Orte (K. A. 2, 103) den Widerspruch mit vollem Rechte hervorgehoben. Wir wissen jetzt, von welcher Seite die abfällige Kritik gekommen ist, welche dem Dichter die kleine Produktion dermassen verleidete, dass er darüber den Beifall, welchen sie anderwärts erhalten, vollständig vergessen zu haben scheint.

4.

Dass eine Aussprache, wie die über den »Bürgergeneral«, erfolgen konnte, ohne eine tiefere Verstimmung oder gar Entfremdung zu bewirken, schon dies könnte uns beweisen, wie sehr das Verhältniss zwischen dem Dichter und dem Prinzen auf gegenseitige persönliche Werthschätzung gegründet war. Denn der Genius dieser Zeit war, wie Goethe selber sagt, der Freundschaft nicht günstig. Damals zuerst erfuhr man die Widerwärtigkeiten aufgeregter politischer Parteinahme. »Meinungen über fremde Verhältnisse zerstörten die nächsten«¹. Eine kleine Trübung des Verhältnisses ist wohl auch hier eingetreten. Vielleicht ist es doch nicht blosser Zufall gewesen, dass »Reineke Fuchs«, Goethes nächste Gabe, sozusagen als blinder Passagier, in einer Kiste mit physikalischen Instrumenten, ohne ein Wort Anzeige im Begleitbriefe, spedirt wurde. Die Art der Sendung führte ein Missverständniss herbei. »Ich musste zunächst zufrieden sein«, erzählt Goethe in den Annalen 1794, »dass mein gutes Verhältniss zu den Freunden nicht gestört wurde, anstatt dass es sich hätte erhöhen und beleben sollen. Doch setzte sich alles bald wieder ins Gleiche. Prinz August fuhr mit seinen literarischen Scherzen fort«.

In unsrer Brief-Chronik finde ich eine Sendung erst wieder am 5. Juli 1796. Es ist ein Gedicht des Prinzen »An Gottfried August Bürger, als man mir die neueste Ausgabe seiner Gedichte überbrachte«. Sechs Strophen;

¹ An Herder, Juli 1794. Aus Herders Nachlass I. 142. Beweise in Herders Werken 18. 524³ und 613 zu 17. 238.

von denen ich zwei, nicht ihres poetischen Werthes wegen hersetze, sondern weil sie eben jener Zeitstimmung, von der ich im Eingang redete, entgegenzutreten suchen und den Wunsch ungetrübten Fortlebens mit den Freunden aussprechen.

Heil dir geliebter Bürger
Der ewgen Schattenwelt!
Hilf, hilf, dass sich kein Würger
Den Guten zugesellt! — —

- (3) Dass Freundschaft, Treue, Liebe
Ununterbrochen sey;
Kein Wahn sich unterschiebe
Der süssen Schwärmerey;

»Darf ich Sie wohl bitten, dass Sie unserm Göthe dieses kleine Reimwerk mittheilen, damit ich auch Seine Erinnerungen treulich erfahre. Grüßen Sie ihn zugleich schönstens in meinem Namen! Ist Er denn wirklich noch willens, jetzt Italien oder Griechenland zu besuchen, wie man sichs in das Ohr saget?« Schon nach zwei Tagen sendet er noch ein Körbchen voll »Früchte seines Reimgartens« mit der Bitte, sie mit der gewohnten Nachsicht zu kosten und zu prüfen. »Haben Sie Dank, bester Freund und Herder — schreibt er dann am 20. Juli — für die Gefälligkeit, die Sie gehabt, meine kleinen gereimten Thorheiten unserm Göthe mitzutheilen; und für die Nachsicht, welche Sie diesen Kindern meiner einfältigen Muse geschenkt haben. Bisweilen bekommt man so einen Schuss, wenn man bey Lesung besserer Gedichte angefeuert wird, etwas äusserst Mittelmässiges aufzusetzen«. Darauf nochmals eine Sendung am 28. desselben Monats, zur Erwiderung von Herders Schrift über das Johannes-Evangelium. »Jetzt erscheint ein anderes Evangelium, das vollkommen echt, wahr, gewiss und unwiderleglich ist. Nur Stolz und Starrsinn können es bezweifeln wollen. Aber ich bitte mir gleichwohl Ihre freymüthige Meinung über dessen Form aus, und hoffe,

Sie werden, sobald Sie es gelesen und beherzigt haben, es unserm Göthe, in meinem Namen, mittheilen, von welchem ich auch die Gedanken zu erfahren wünsche. — Ich merke noch an, dass L B in der Handschrift, Lugdunum Batavorum heisst, und dass folglich *die Sibylle* der Leydener Zeitungschreiber Etienne Luzac ist«. Es war, wie man aus Andeutungen mehrerer folgender Briefe entnehmen kann, ein politisches »ergötzliches und erbauliches« Märchen, betitelt »Prinzessin Perruche«: ziemlich umfänglich (»nicht kürzer als das Evangelium Johannis«), einen Zeitraum mehrerer Jahrhunderte umfassend, »in acht oder zwölf Tagen angefangen und vollendet«.

Auf das allegorisch-satirische Märchen folgt am 8. September ein ganz absonderlicher Scherz. »Carissime Collega! Gedichtet und gelogen muss es nun einmahl seyn, vom Aufgange bis zum Untergange Eu: Hochehrwürden werden mir es folglich gütigst verzeihen, wenn ich mir die Freyheit nehme, Ihnen mit einer hinterlassenen ungedruckten Fabel Gotthold Ephraim Lessings aufzuwarten . . . Ich theile sie hier mit, und begleite sie zugleich mit ihrer Verwandlung in Versen, die einer meiner spanischen Freunde, Don Alfonso, zu seiner Übung in unserer geliebten Deutschen Muttersprache gewaget hat«. Nach einigem Umschweif folgt das Angekündigte: »Der Elephant und der Floh. Eine ungedruckte Fabel G. E. Lessings«. Eine Fabel vom neuesten französisch-österreichischen Kriegsschauplatz vielmehr, deren Moral in der angehängten gereimten, *Alfonso* unterschriebenen Gestalt, also lautet:

»So frohlockt oft, voll Dunst und Wahn,
Ein feiges Heer, nach schwachem Siege;
Indess, von ehrenvoller Bahn
Zurückgekehrt, sein Feind geniesst die Frucht der Kriege«.

»Unser Freund«, heisst es dann weiter, »Don Goethe, scheint sich in meine schöne Prinzessin verliebt, und sie, in seinem Harem, eingekerkert zu haben; wenigstens

schweigt er ganz von ihr und sendet sie nicht wieder zurück. Seyn Sie doch so gefällig, ihn an beydes zu erinnern . . . Lassen Sie ihn auch die Lessingisch-Alfonsische Fabel lesen, die ich aus gutem Grunde für einen der frühesten Fabelversuche Lessings halte . . . La Fontaine wollte ihm schlechterdings nicht gefallen, aber, quid mirum? war denn nicht Jean de La Fontaine ein verruchter Franzose? Wenn Lessing nur noch lebte; er sollte sie uns schon, sammt ihrer Revoluzion, Konstitution und Liberazion, trotz zehn Kaiserlicher Generale, zu Paaren treiben! Lessing war gewiss ein *unbestechlicher* Feind der verruchten Franzosen, die — — — bald vor Wien stehen dürften, wenn sie auch nicht immer siegen. Vale, Carissime Collega!« Er begrüßt Herder jetzt zum öfteren so, seitdem er mit ihm wie ein »Doctor S. Theologiae« wegen seiner »Christlichen Schriften« rechtschaffen disputirt, an denen ihm, dem Freidenker, so manches Halbgesagte und Verhüllte Anstoss gibt.

Ich konnte in diesem einen Falle mich nicht entschlagen, von der redseligen Weise, in welcher unser Prinz zu scherzen beliebt, eine Vorstellung zu geben. Um so kürzer kommen wir über den nächsten Fall hinweg.

In der Sammlung von Adolf Schölls Aufsätzen »Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens« 1882, S. 309, ist ein kleines Gedicht veröffentlicht, das Schöll von Prinz Augusts Hand geschrieben und mit einer französischen Paraphrase »Philippe II, roi d'Espagne, au Marquis de Posa« (12 Zeilen) begleitet in Herders Nachlass aufgefunden hatte. Ich gebe es nochmals nach dem Original:

Philipp II. an Posa.

Herr! ihr seht nach meiner Krone,
Seht mir offen ins Gesicht;
Ich misstrau' meinem Sohne,
Traue meinem Weibe nicht:
Herr! ihr seht nach meiner Krone,
Seht ihr denn die Hörner nicht?

Göthe.

Goethe steht darunter. Ich glaube, es wird nach dem vorstehend Mitgetheilten niemand mehr Lust haben, »Philipp II« unter Goethes Gedichte aufzunehmen. Auch Schöll würde, wenn er die Briefsammlung durchzusehen Musse gehabt hätte, den Schalk auf den ersten Blick erkannt haben. Das kleine Ding ist nicht besser und nicht schlechter, als manches andre, was der Prinz im Geschmack der »Couplets« gemacht hat, an denen er sich in der »Correspondance«, und wo er sie sonst finden mochte, erfreute.

An das Kunstinteresse der Weimarer Freunde scheint sich die letzte Sendung, über welche hier zu berichten ist, zu wenden: vom 8. Mai 1797. »Hier schick' ich ein geheimnissvolles Gemählde, dass (sic) ich Sie von allen Seiten und in allen seinen geringsten Zügen zu betrachten bitte. Die auf den Gewändern ausgestreuten κ und ϕ können nicht ohne grosse Bedeutung sein, so versteckt auch immer ihr Sinn meinen Augen scheinen möge. Sie sind gewohnt, in den Tiefen des Abgrundes zu lesen, und dieser wird Ihnen nicht verborgen bleiben. Lassen Sie Herzog, Herzoginnen, Göthe, Wieland und wen Sie sonst wollen, jedes sein Urtheil darüber fällen, und senden Sie mir die Sammlung dieser belehrenden Meinungen mit dem Gemälde zurück. Ich war Besitzer dieses Kunstwerkes, ohn' es selbst zu wissen, und *Hartmann*¹ hat mir darüber keine andere Auskunft geben können, als dass es aus der Erbschaft meiner verstorbenen Schwester komme. Niemand der meinen will sich erinnern dasselbe je gesehen oder auch nur davon gehört zu haben. Diess kann ich auf Ehre versichern, und das hellere Licht erwarte ich von den Ufern der Ilm, wo in unsern Tagen der Delphische Gott wohnt, und zu den Menschen spricht.«

Um diese mystische Tafel also sehen wir noch einmal die Gesellschaft der Weimarer Freunde versammelt —

¹ Vielleicht Ferdinand Hartmann, Maler, Direktor der Akademie der Künste zu Dresden.

wenigstens der Absicht des Prinzen nach. Schwerlich in Wirklichkeit. Denn zwischen Goethe und dem Herderschen Hause war es inzwischen zum Bruche gekommen, schon Ende 1795, und im Zusammenhange damit war auch die Freundschaft des Herzogs und der Herzoginnen für Herder erkaltet. »Revolutionsmeinungen«, Argwohn wegen der politischen Gesinnung war dabei im Spiele, aber der eigentliche Grund des Zerwürfnisses war doch rein persönlicher Art¹. Ausser den Nächstbetheiligten hatte ihn nur Frau von Frankenberg erfahren. Wir dürfen annehmen, dass sie jetzt erst dem Prinzen das Thatsächliche mitgetheilt hat. Denn »unser Goethe« wird von nun an in dessen Briefen an Herder nicht mehr genannt. Diesen, seinen in der letzten Zeit immer mehr verbitterten Freund und immer mehr, wie er klagt, »schweigenden Wohlthäter«, hat er nicht lange überlebt. Prinz August ist im Jahre 1806 gestorben.

(am 28. X.)

¹ Suphan, Goethe und Herder von 1789–1795. II: Das Zerwürfniss. Preussische Jahrbücher XLIII, 142–183.

